



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jasper, Chr.: Evangelisch-sozial

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Solche Erfolge verdankt die Kunst, in erster Linie die deutsche, einem einzigen Manne, seiner Thatkraft und der Folgerichtigkeit seines Handelns. Sie genügen, den Namen Chrysanders zu erhalten. Er hat aber bei der Arbeit um Händel, gewissermaßen beiläufig, noch eine Menge andrer bedeutender Leistungen zu Tage gefördert oder angeregt. Durch ihn kam Karl Niedel auf Schütz, auf seine Aufführungen und Bearbeitungen einzelner Werke dieses Meisters. Durch Chrysander wurde auch Spitta zur Gesamtausgabe der Werke Heinrich Schüzkens veranlaßt. Auch der Bachgesellschaft hat Chrysander seinerzeit für ihre Ausgabe das lange ersehnte Autograph von Bachs H-moll-Messe verschafft. Chrysander ist der Vater der heutigen „Denkmäler der deutschen Tonkunst,“ mittelbar auch der verwandten österreichischen Publikation. Was wir an guten Neudrucken Couperins, Corellis, Stradellas, des jüngern Vuffat haben, alles geht auf Chrysander zurück. Seine Aufsätze in der genannten Vierteljahrschrift, in der ehemaligen, jahrelang von ihm redigirten Allgemeinen Musikalischen Zeitung gehören zu dem Besten, was die musikalische Publizistik aufzuweisen hat. Goldne, wahrhaft freisinnige Worte und Wahrheiten und ein Lessingscher Stil schützen sie vor jedem Veralten. Möchte sie bald ein Verleger sammeln und bequemer nutzbar machen.

Bei seinem an Antike und Renaissancezeit erinnernden Unabhängigkeitsdrang, bei seiner Hingebung an die eine Lebensarbeit hatte Chrysander Ämter und Stellungen verschmäht. Was würde er von einem Universitätskatheder aus für eine Schule gegründet haben! Doch trösten wir uns; sie wird und muß sich auch aus seinen Arbeiten bilden. Möge es dem verehrten Manne vergönnt sein, noch viele Jahre zu wirken und sich seines Wirkens zu freuen!

Leipzig

H. Kretschmar



## Evangelisch-sozial



ie bei alten politischen Parteien die Schlagwörter das dauerndste sind und vor allem ihr Name noch lange als Schlachtruf gebraucht wird, wenn er schon längst andre Gedanken und Pläne als die ursprünglichen deckt, so pflegt bei neu entstehenden Parteien, so bald erst aus dem unklaren Gewoge verschiedner Ideen ein faßlicher Name auftaucht, von Freunden wie Feinden alles mit ihm verbunden zu werden, was hie und da von einzelnen, bedeutenden Männern der Bewegung vertreten wird. Eine Bewegung gar, die es noch nicht oder nur teilweise zu einer politischen Parteibildung gebracht hat, in der noch mancherlei widerstrebende Kräfte thätig sind, wird deshalb der wunderbarsten Beurteilung

ausgesetzt sein. Will man ihre Bedeutung erkennen, so muß man erst in diesem Wirrwarr Klarheit schaffen und aus alledem, was sich an ihren Namen gehängt hat, das bedeutende und entscheidende heraussuchen. Dazu gehört aber nicht nur ein ruhiger, sicherer Blick, der wesentliches und unwesentliches unterscheiden kann, sondern vor allem eine genaue Kenntnis vieler einzelnen Vorgänge, die bei jungen Richtungen nur der haben kann, der mitten drin steht. Zu ihrem Verständnis sind daher vor allem die lebenswarmen Schilderungen eines Mitglieds oder Führers von Wert; nur sie ermöglichen dem ein eigenes Urteil, der außerhalb der Bewegung steht.

Für die evangelisch=soziale Bewegung giebt einer der jüngern Christlich=sozialen, der in ihr seit mehreren Jahren thätig gewesen ist, P. Göhre in Frankfurt a. D. eine Darstellung ihrer Geschichte und ihrer Ziele. Den Anstoß zu dieser Schrift haben dem Verfasser die Reibungen gegeben, die innerhalb der Bewegung in letzter Zeit bemerkbar wurden, und von denen weitem Kreisen der Streit der Alten und der Jungen besonders bekannt ist. Er will den Weg aus diesen Schwierigkeiten heraus finden und für die Entwicklung, die er für nötig hält, Freunde gewinnen. Doch nicht auf diesen Ausführungen, die das letzte Kapitel über die Zukunft ausfüllen, ruht der eigentliche Wert des Werkchens, sondern auf der geschichtlichen Darstellung, auf den Thatfachen. Ein so reiches Material über die evangelisch=sozialen Bestrebungen bis zu den letzten Ereignissen hin findet sich noch nirgends zusammen. Die Christlich=sozialen älterer Richtung haben eine Darstellung ihrer Geschichte durch Stöcker und andre gefunden, für die jüngern wie für die Evangelischen Arbeitervereine und den Evangelisch=sozialen Kongreß fehlte sie bisher.

Die Christlich=sozialen Bestrebungen auf evangelischem Boden beginnen mit dem Werke von Todt: „Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft“ und dem „Zentralverein für Sozialreform auf religiöser und konstitutionell=monarchischer Grundlage,“ beide vom Jahre 1877. Göhre führt die ersten Anfänge noch weiter zurück bis auf Wichern, dessen Gedanke einer sozialen Reform für das ganze Volk in seiner Wohlthätigkeitsarbeit unterging, und auf W. A. Huber, dessen genossenschaftliches Programm er das erste eigentlich evangelisch=soziale Programm nennt. Wohl kaum mit Recht; denn auf Todt wie auf Stöcker hat entschieden der Sozialkonservative Rudolf Meyer weit mehr eingewirkt als Huber. Die evangelisch=sozialen Ideen vor 1877 auffuchen, heißt einer solchen Menge von Einzelheiten nachgehen, daß man sich in eine vollständige politische und kirchliche Geschichte seit 1848 verlieren würde. Allerdings besteht eine Verwandtschaft zwischen dem Auftreten Hubers und der evangelisch=sozialen Bewegung. Ich würde da vor allem auf die Erfahrungen hinweisen, die er mit seinen sozialen Reformplänen in der konservativen Partei gemacht hat, und die mit denen Stöckers ganz übereinstimmen. Huber war mit seinen Ideen, wie Lassalle ihm schrieb, ein Prediger in der

Wüste in seiner Partei; ihre Organe schwiegen ihn tot. Als er sich 1862 scharf von der Partei trennte, antwortete man ihm mit dem stolzen Hinweis auf die soziale Thätigkeit der großen Grundbesitzer, die so umfassendes zur Erziehung und Hebung der Genossenschaften ihres Hauses, ihrer Gemeinden und Kreise leisteten, und erklärte, er wolle den Staat in eine große Suppenanstalt verwandeln und gern selbst ihr oberster Dirigent werden. In einem andern Punkte näherte sich Huber den Christlich=sozialen unsrer Tage mehr, als Göhre annimmt. Er ging freilich von einer patriarchalischen Beurteilung der hilfebedürftigen Volkskreise aus und glaubte, daß Genossenschaften der Arbeiter nur unter Hilfe und Leitung der christlichen Gebildeten und Besitzenden möglich seien; aber seine nachdrückliche Betonung der Selbsthilfe war nur möglich, weil er die Zeiten des „Patriarchalismus“ für beendigt hielt und dem Arbeiter das Recht zusprach, sich mit den Genossen zu einem kräftigen Ganzen zu verbinden und so als Macht gegen die Macht der Arbeitgeber aufzutreten und als gleichberechtigtes Glied das gegenseitige Verhältnis zu regeln. (Huber, Über Arbeiterkoalitionen, 1865.) Seine Stellung zur Lassallischen Bewegung ist für Evangelisch=soziale, wie Göhre sagt, nicht vorbildlich und grundlegend. Ganz abgesehen von den politischen Unterschieden verwarf er die Staatshilfe entschieden; „die freie Bindung zu gemeinsamer Kraft allein kann das (soziale) Atom vor den Gefahren der Freiheit schützen.“ Dieser Standpunkt, der ihn auch zum Gegner der Zunftreaktion machte, unterscheidet ihn von den Evangelisch=sozialen, als deren Lösung Göhre das „Vierwort“ hinstellt: Selbsthilfe, Bruderhilfe, Staatshilfe, Gotteshilfe.

Ohne die einzelnen Verbindungsfäden nachzuweisen, kann man sagen, daß die evangelisch=soziale Bewegung zweierlei aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange mit den Konservativen mitgenommen hat (Lodt und Stöcker waren beide Konservative), zweierlei, das hemmend auf ihre Entwicklung einwirkte. Das eine, die orthodox=pietistische Färbung, die mit dem Konservativismus stets verbunden war und bei den Stöckerschen Christlich=sozialen noch überwiegt, hat anfangs die Verbreitung der neuen Ideen aufgehalten, ist aber seit der Gründung des Evangelisch=sozialen Kongresses so zurückgetreten, daß auch sein letztes Auftauchen bei dem Austritt Stöckers aus dem Kongreß keine Trennung in größerem Umfange herbeigeführt hat. Das zweite, die konservativ=politische Gesinnung, die Lodt und vor allem Stöcker der Bewegung einflößten, wird von Göhre in geschickter Weise in ihrem entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung verfolgt. Sie zeigt sich schon in dem Zentralverein und seinem kurzlebigen Organ, dem Staatssozialisten, sie kennzeichnet die Entwicklung der Christlich=sozialen Arbeiterpartei Stöckers von 1878 zur konservativen Christlich=sozialen Partei, ihre Spuren findet man in der Geschichte der Evangelischen Arbeitervereine, und die Wogen dieser Streitigkeiten schlagen bis in den Evangelisch=sozialen Kongreß hinein.

Die 78er Partei, die selbständig neben der konservativen stand, war zum ersten male eine selbständige Partei des großindustriellen Arbeiters auf christlicher Grundlage, ihre Tendenz rein arbeiterfreundlich, ja proletarisch. Aber mit dem Sozialistengesetz hörte für sie der Zuzug von Arbeitern auf, an ihre Stelle trat der Mittelstand: kleine Handwerker, Kaufleute, Beamte und sozialgesinnte Glieder höherer Stände. In diesem Wechsel sieht der Verfasser mit vollem Recht den Grund, daß die Berliner Bewegung ein neues Stück in ihr Programm aufnahm, den Antisemitismus, das politische Ideal des Mittelstandes, das bei allen Mittelstandsparteien der letzten Jahre auftritt. Solange die Bewegung vor allem Arbeiter umfaßte, war zu seiner Betonung kein Anlaß da, seitdem sich besonders unter Naumanns Führung die jüngere Richtung wieder grundsätzlich zu einer Arbeiterpartei entwickelt, tritt er in den Hintergrund, da der Arbeiter an ihm kein Interesse hat. Ein organischer Zusammenhang von arbeiterfreundlich und antisemitisch, von christlich=sozial und antisemitisch besteht nicht; nur die veränderte Zusammensetzung und die schamlosen Angriffe jüdischer Zeitungen brachten 1879 Stöcker und die Seinen zum Antisemitismus. Bald darnach gingen sie mit ihren christlich=sozialen und antisemitischen Ideen in die Berliner konservative Bewegung und die konservative Partei auf, in der es ihnen wie Huber erging. Sie mußten erfahren, daß sich die „soziale Thätigkeit der Großgrundbesitzer“ mit ernstesten sozialen Reformen nicht verträgt. So organisierten sie sich schon 1895 mit einem eignen Programm zu Eisenach, zunächst noch innerhalb der konservativen Partei, bis sie diese vor kurzem ganz hinausdrängte. Ihr eigentliches Kennzeichen ist neben dem Antisemitismus der in ihrer Entwicklung gegebne Gedanke, konservative und arbeiterfreundliche, proletarische Gesinnung zu vereinigen.

Daneben hatte sich im Anschluß an die Evangelischen Arbeitervereine eine jüngere Richtung gebildet, besonders durch Naumann vertreten und durch dessen Wort bestimmt: „Ihr könnt nicht christlich=sozial sein und konservativ.“ Die Evangelischen Arbeitervereine, im Rheinland von Bergarbeitern gegen die katholischen ins Leben gerufen und bald von Geistlichen gestützt, hatten erst im Gegensatz zu Rom, dann zur Sozialdemokratie wesentlich die konservative christlich=soziale Färbung Stöckers angenommen. Aber bei ihrer weitem Verbreitung trat, besonders in den mittelhheinischen, württembergischen und badischen Verbänden, das proletarische Interesse stärker hervor, an ihm bildeten sich die Anhänger Naumanns zu dem Ziele, nicht bloß sozial versöhnend zu wirken, sondern vor allem die Interessen der Arbeiter zu vertreten. Dieser politische Gegensatz liegt allen Kämpfen in den Vereinen zu Grunde; er ist trotz neuer Programme noch nicht überwunden, wenn auch die Zungen stetig vordringen.

Das politische Element überwiegt allerdings nicht so sehr in den Arbeitervereinen, da sie mehr religiöse Erbbaungs- und Bildungsvereine, nicht politische Vereinigungen sind. Sie sind gerade darin richtige Erzeugnisse der

evangelisch=sozialen Bewegung, in der sich bisher politische und religiös=sittliche Bestrebungen ungeschieden gemengt haben. In der Scheidung beider Elemente erblickt Göhre die eigentliche Aufgabe, die den Evangelisch=sozialen augenblicklich gestellt ist. Er fordert, daß sich die evangelisch=soziale Bewegung in zwei teile, eine sozialpolitische und eine sozialetnische. Die sozialetnische würde ihren Mittelpunkt im Evangelisch=sozialen Kongreß haben; ihre Aufgabe wäre es, durch Beleuchtung unsrer sozialen Verhältnisse die Gewissen zu schärfen, in den wirtschaftlichen Kämpfen der Zeit versöhnend zu wirken und durch kirchliche, gemeindliche Thätigkeit Hilfe zu leisten, soweit es ohne politische Thätigkeit möglich ist. Mit solcher Arbeit würde sich die Richtung ähnlich wie die Innere Mission der Kirche angliedern. Göhre fürchtet, wohl mit Recht, daß die Kirche dann leicht der Vorwurf treffen werde, „Schleppenträger der heutigen Gesellschaft“ zu sein. Jedenfalls wird sie diesen Vorwurf nur dann vermeiden können, wenn sie wirklich selbständig, von staatlichem Einfluß frei wird, wenn also die Einrichtung der Landeskirchen und des Summe=episkopats aufhört. Die preußische Kirchenpolitik der Behörden sowohl wie der kirchlichen Parteien ist, wie Göhre sagt, der schablonenhafte Abklatsch der preußischen Staats= und Parteipolitik. Andre Kirchenregierungen, wie das hessische Oberkonsistorium, haben ja geradezu ihren Geistlichen bestimmte sozialpolitische Anschauungen verboten. Erst die Freiheit von solcher Bevormundung kann der Kirche das rechte Vertrauen im Volke gewinnen, dessen sie zur Lösung ihrer sozialetnischen Aufgabe bedarf.

Was aber an politischen Ideen und Bestrebungen in der evangelisch=sozialen Bewegung vorhanden ist, das muß sich zu einer eignen politischen Partei ausbilden. Göhre nennt sie die soziale Reformpartei aller kleinen Leute. In ihr soll die arbeiterfreundliche, proletarische Richtung des evangelisch=sozialen Gedankens Ausdruck finden. Raumann hat dieses Jahr in der Januar=nummer seiner „Hilfe“ eine gleiche Spaltung vorausgesehen und damals zwischen der politischen und der religiösen Aufgabe der Christlich=sozialen geschieden. Mit glücklicherm Ausdruck als Göhre stellt er als politische Aufgabe hin, „einen regierungsfähigen Sozialismus“ zu schaffen, eine große mächtige Partei, deren zwei Grundzüge sein würden: unbedingte Arbeiterfreundlichkeit und unbedingtes Eintreten für die nationale Macht und Größe des Reichs, die allein die Durchführung großer Reformen zu Gunsten der Arbeiter verbürgen kann. Ob die Trennung der bisher ziemlich einheitlichen Bewegung schon jetzt eintreten muß, wie Göhre meint, ist freilich nicht so sicher wie die Thatsache, daß sie kommen muß.

Mit der Trennung würde sich die Bewegung zugleich von jener Vermischung von Christentum und Sozialpolitik losmachen, die in ihr doch immer wieder bald hier bald da hervorbricht. Auch sie ist ein Erbteil der konservativen Vergangenheit, und je weiter sich die Evangelisch=sozialen von den

Konservativen entfernen, um so weniger verfallen sie jener falschen Vermengung innerlich getrennter Sachen. Göhre will nachweisen, daß Stöcker wenigstens in der ersten Zeit für eine richtige Unterscheidung zwischen beiden eingetreten sei. Ich glaube, daß sie weder bei ihm noch bei Todt vorhanden gewesen ist. Für die spätere Zeit beweist Stöckers Wort auf dem Kongreß von 1894, Christus habe auch eine unmittelbare Gewalt über das wirtschaftliche Leben, daß er weit davon entfernt war. Bei Stöcker ist das sicher in seinen konservativen Ansichten begründet. Für diese Partei ist die Verbindung von christlich und konservativ samt der Lehre vom christlichen Staat altes Inventarstück, und dadurch werden die politischen Forderungen wie die Monarchie auch christlich. Die Christlich-sozialen haben diesen Fehler mitgenommen. Raumann hat ihn — und darin sehe ich einen besondern Vorzug von ihm vor Stöcker — schon einige Zeit überwunden. Auch in der Göhrischen Darstellung ist er vermieden. Nach ihm soll das Christentum mit dem Programm, der Politik, der Volkswirtschaft und der parlamentarischen Taktik der neuen Partei nichts zu thun haben, sondern nur neben der Wirkung auf die einzelnen Mitglieder ihrem sozialpolitischen Handeln das letzte Ideal geben. Die liberale Theologie hat auf diesem Gebiete eher als die orthodoxe die scharfe Scheidung gefunden; wir erinnern nur an die Schriften des Protestantenvereiners P. Rambli in der Schweiz.

Göhre fordert zum Schluß für den Geistlichen ein Zurücktreten von aktiver Beteiligung am Parteileben — in dieser Allgemeinheit entschieden eine harte Forderung. Hier hat Raumann, der grundsätzlich sonst mit Göhre übereinstimmt, Recht, daß dies von den Umständen abhängt und dem Amtsgewissen des Einzelnen überlassen bleiben müsse. Übrigens ist Todt nicht der erste, der die sozialpolitische Thätigkeit der Geistlichen ausführlicher erörtert. Die Frage ist dieselbe, wie die alte nach der politischen Thätigkeit der Geistlichen überhaupt. Sie ist in Deutschland so alt wie die Anfänge des konstitutionellen Staats. Im Anfange der sechziger Jahre hat sie z. B. zu längern Auseinandersetzungen zwischen lutherischen Theologen geführt. Ich erinnere nur an das Pamphlet des Mecklenburger Theologen Kliefoth gegen Schenkel und Hofmann: „Zwei politische Theologen.“ Schon Hofmann giebt in seinen vermischten Aufsätzen sehr hübsche Ausführungen über diese Frage.

Leipzig

Chr. Jasper

